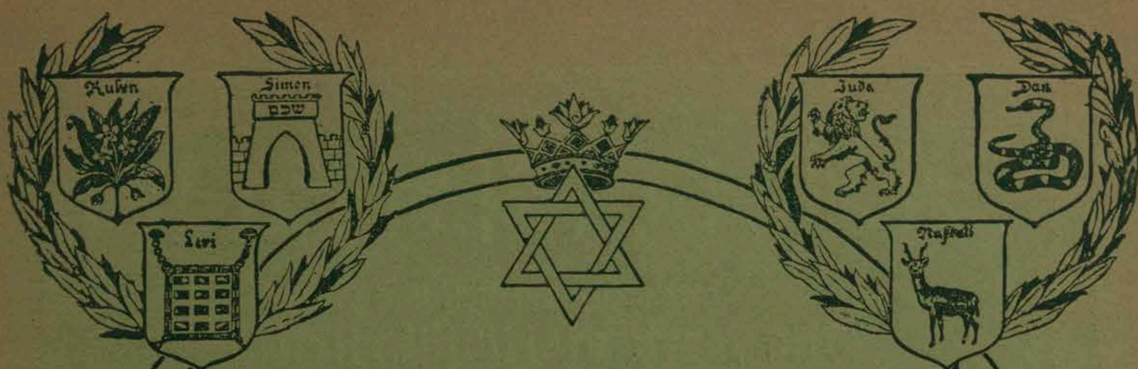


JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

Heft 2 — 1910

1. Jahrgang



VERLAG
»JUNG ISRAEL«
BERLIN SW

Inhalt des zweiten Heftes:



Halbmonatsschrift für die jüdische Jugend

Abonnements
auf die halbmonatlich erscheinende Jugendzeitschrift Jung Israel kosten bei der Expedition und allen Postämtern Deutschlands u. Österreich-Ungarns eine Mark pro Quartal.

Anzeigen
kosten die zweigespaltene Petitzeile 50 Pfennige, in der Rubrik Unterricht 25 Pfg. Für größere Aufträge verlange man besondere Offerte vom Verlag Jung Jsrael, Berlin SW 68.

Heft 2 **1. Oktober — 27. Elul.** **1910**

Neujahrsgedicht

Und der Herbst schleicht heran, und die Sonne wird blaß,
Und der Sturmwind zerwühlet das dorrende Gras,
Und die Blätter, die rötlich sich färben,
Sinken müde zur Erde und sterben. –
Blätter wirbeln und vergehen,
Doch der stolze Stamm bleibt stehen;
Singt die Lerche Frühlingslieder,
Treibt er neue Blüten wieder.

Und die Zeit eilt vorbei, und die Jahre sie flieh'n,
Und sie sehen Geschlechter vorüberzieh'n,
Und die Völker, die heut sich vermessen,
Sie sind morgen dahin und vergessen. –
Völker kommen und vergehen,
Judas stolzer Stamm bleibt stehen,
Und in jedem Jahre wieder
Tönen seine Hoffnungslieder.

Und Verleumdung, sie lebt, und der Neid schleicht heran
Und benaget das Hohe mit giftigem Zahn –
Doch das Unrecht, es muß unterliegen,
Und die göttliche Wahrheit wird siegen!
Jugend, laß die Feinde schmähen,
Judas Stamm wird nicht vergehen,
Und vom Zionshügel wieder
Schallen einst die Siegeslieder!

H. H. Cohn.

Ein Jahr verging . . .

Ein Jahr ist wieder in das Meer der Ewigkeit gesunken, ernste Tage voll hoher und heiliger Festesweihe nahen heran, Tage, an denen wir uns der göttlichen Allmacht näher gerückt fühlen, wenn wir den glutgeküßten, uralten Gebetsmelodien und dem schmetternden Klang des Widderhorns lauschen. Der Klang des Schofar wühlt unser Inneres auf, bringt die geheimsten Gedanken ans Licht und läßt uns erzittern in dem Gefühl: Du hast gefrevelt und stehst nun vor Deinem Richter!

Aber zugleich mit dem Gefühl der Furcht zieht in unser Herz auch die Gewißheit ein: Du stehst vor einem strengen, aber gerechten und barmherzigen Richter, der Gnade erweiset bis ins tausendste Geschlecht!

Ist Roschhaschanah vorwiegend ein Familienfest, das man im engen Kreise seiner Lieben feiert, so ist der Jom ha kippurim der schwere Tag der Buße. Der Versöhnungstag ist der einzige Tag im Jahre, an dem wir uns einmal Muße gönnen, wirkliche Einkehr in uns selbst zu halten, und jeder Mensch, ob jung oder alt, braucht einen solchen Tag im Jahr, wenn er ein glücklicher, freier Mensch werden will.

Nichts ist mehr dazu geeignet, edle und gute Empfindungen in uns zu erwecken und häßliche Gefühle im Keime zu ersticken, als die hehre Feierlichkeit unseres Festgottesdienstes. —

Ihr aber, meine lieben Kinder, denkt nach am Jom Kippur, ob Ihr den Eltern stets die treue, aufopfernde Fürsorge mit Dank gelohnt habt, ob ihr Euch nicht hochmütig erhoben habt über andere Menschen, ob Ihr immer die beiden höchsten Tugenden geübt habt: Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe!

Denket daran, daß Ihr als junge Juden doppelt verpflichtet seid, brave Menschen zu sein, weil Ihr einem edlen und geistig hochstehenden Stamm entsprossen seid, dem Ihr jederzeit im Leben Ehre machen müßt! Wenn ein jüdisches Kind unrecht tut, so macht es nicht nur sich und seinem Elternhause, sondern allen Juden Schande — und das wollt Ihr doch nicht? Ein jüdisches Kind muß sich immer bewußt sein, daß es die Ehre des jüdischen Namens hochzuhalten hat!

Gedenket ferner in Euren Gebeten unserer armen Brüder, die man in Rußland und anderen barbarischen Ländern grausam verfolgt und peinigt; sie werden die hohen Feiertage nur unter Angst und Zagen begehen können, wissen sie doch heute nicht, ob sie nicht vielleicht schon morgen aus ihren Wohnsitzen vertrieben und in die Fremde gejagt werden. Betet für sie, daß ihnen bald eine wirkliche Heimstätte erstehen möge, in der sie als freie Menschen ohne Gefahr leben können!

Mögen Euch die Feiertage die Weihe des Gemütes bringen, die zu erringen keine Mühe zu groß sein darf, möget Ihr aus ihnen hervorgehen geläutert, beglückt und versöhnt als würdige Sprossen des jüdischen Stammes! Und in diesem Sinne sei Euch mein inniger Neujahrswunsch dargebracht:

לשנה טובה תכתבו!

Hans Goslar.

Roschhaschanah auf hoher See.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Helmuth Priester.

Vor etwa zehn Jahren war es, an einem warmen Sommerabend, an dem die Linden süß dufteten und die Vögel so lange sangen und zwitscherten, bis sie den Grasmücken und Fröschen zum Nachtkonzert das Feld räumen mußten. Da kehrte Reb Anschel todmüde, mit gebeugtem Rücken von seinem Wochengang durch die umliegenden galizischen Dörfer heim in seine baufällige Hütte, die noch ärmer und verfallener aussah als die anderen Häuschen ringsumher.

Frau Leah stand gerade am Herd und kochte die allabendliche magere Kartoffelsuppe.

„Nu, Vaterle?“ fragte sie sanft, als ihr Mann seufzend das Bündel zu Boden gleiten ließ.

Er zuckte die Achseln und setzte sich schweigend an den Tisch. Still ging Leah wieder an die Arbeit — sie wußte, wenn ihrem Manne danach zu Mute war, würde er schon von selber zu reden beginnen. Nach einer Weile sagte er denn auch mit einem tiefen Seufzer:

„Wieder nur ein paar Groschen — mein Gott, wenn ich Euch anseh', Dich und den Jungen, mit Euren verhungerten Gesichtern! Leah, weißt Du, was ich mir gedacht hab'? wir gehen rüber nach Australien zu meinem Bruder Isaak; ist es dem drüben geglückt, warum soll es nicht auch uns glücken?“

„Und wer gibt uns das Reisegeld?“

„Das will uns Isaak vorstrecken, ich habe ihm das Elend geschildert, in dem wir hier leben, und er ist immer ein guter Bruder gewesen.“

Frau Leah rührte krampfhaft mit dem Holzlöffel in der Suppe, während tausend Gedanken sie bewegten — der Entschluß kam ihr so unerwartet.

„Und unser Sohn, unser Samuel, was wird aus dem? Er sitzt schon wieder mit einem alten Buche hinten im Hofe und hat die ganze Welt vergessen. Ach, wer es doch dazu hätte, den Jungen studieren zu lassen — da würde was ganz Großes draus.“

„Wegen Samuel habe ich neulich mit dem reichen Herrn Silbermann gesprochen; er will ihn als Lehrling in sein Geschäft nehmen, denn wenn wir beide auch hungern müssen — der Junge soll nicht mit dem Packen gehen wie sein Vater. Also der Samuel bleibt hier, bis wir uns drüben eingerichtet haben.“

Als an diesem milden, duftenden und klingenden Sommerabend Samuel mit hochroten Wangen und glänzenden Augen von seinem alten, zerrissenenen Buch aufsah, weil die Mutter ihn zum Abendessen rief, da war es endgültig bestimmt: Reb Anschel und Leah wanderten aus nach Australien, und ihr Sohn Samuel mußte die stolzen Träume vom Lernen und Studieren aus seinem Herzen reißen und kam zu Herrn Silbermann ins Geschäft, bis er ausgelernt hatte und den Eltern übers Meer folgen durfte.

Dann verging ein Jahr, und als das um war, stand Samuel eines Tages oben in der kleinen Dachkammer, die ihm im Hause seines Chefs eingeräumt worden war

und las mit wechselnden Gefühlen den Brief seiner Eltern, in dem sie schrieben, es wäre ihnen gelungen, festen Fuß im Ausland zu fassen, sie hätten ein kleines Geschäft eröffnet, und Samuel solle nur sofort zu ihnen kommen, um ihnen zu helfen. „Das Reisegeld schicken wir Dir," schrieb die Mutter, „sieh zu, mein Sohn, daß Du Roschhaschanah schon bei uns bist, damit wir die Feiertage zusammen verleben können . . ."

Er sollte die Eltern wiedersehen! Samuels Herz klopfte vor Freude, aber anderseits war es ihm, als müsse er mit der Heimat alle Hoffnung auf Lernen und Sichweiterbilden hinter sich lassen; denn er hatte noch immer darauf gewartet, daß irgendein Wunder geschehen und ihm die Pforten einer hohen Schule erschließen werde.

Wenige Tage später fuhr er ab, mit einem Schiffe, das fast eine Woche vor Roschhaschanah in Melbourne an Land gehen sollte. Es war ein kleiner Dampfer der Handelsmarine mit nur wenig Passagieren an Bord, und all das Neue, das ihn hier plötzlich umgab, beschäftigte Samuels rege Phantasie so stark, daß er in der ersten Zeit Vergangenheit und Zukunft fast vergaß, nur immer auf die See hinausstarrte und gespannt das Treiben auf dem Schiffe verfolgte. Von den Mitreisenden kümmerte sich kaum einer um den stillen Knaben mit den verträumten dunklen Augen, und auch ihm waren die Menschen gleichgültig. Nur wenn der Kapitän des Schiffes, ein strenger, verschlossener Mann mit langem, grauem Bart, vorüberkam und den Knaben flüchtig mit einem seiner Blicke streifte, mit denen er den Menschen im tiefsten Grunde ihrer Seele zu lesen schien, dann sah Samuel auf und blickte ihm nach. Er hatte eine scheue Bewunderung für den gestrengen Kapitän und hätte etwas darum gegeben, wenn dieser einmal ein paar Worte an ihn gerichtet hätte.

Die Tage gingen hin, das Schiff steuerte im Indischen Ozean, und je näher er dem Ziele kam, desto freudiger klopfte des Knaben Herz bei dem Gedanken, daß er nun bald bei den Eltern sein und das Neujahrsfest mit ihnen zusammen verleben werde. Bis dahin war die ganze Reise ziemlich glatt vonstatten gegangen; da, kurz vor der Einfahrt in die australische Bucht, begannen plötzlich schwere dunkle Wolken am Himmel aufzuziehen, die Gesichter des Steuermannes und der Matrosen wurden ernst und sorgenvoll, und auf dem Schiff begann ein unruhiges Hasten und Laufen.

In der Nacht brach das Ungewitter los. Wie ein heulender Riese kam der Sturm gefahren und warf das Fahrzeug auf die Seite, und dann brausten sie heran: wilde Wellen mit weißen Häuptern, die hoch an dem Schiff hinaufspritzten, als wollten sie es umfangen und in den Strudel hinabziehen. Dazwischen rollte der Donner und zuckten lange, grelle Blitze, von denen einer plötzlich dem Schiff das Steuer entriß. Die Matrosen und Passagiere liefen in wilder Verzweiflung durcheinander — alle glaubten ihre letzte Stunde gekommen. Samuel aber lag auf den Knien und betete: „Du kannst uns nicht verlassen, Herr, Du wirst Deine Kinder nicht untergehen lassen, wirst meinen Eltern nicht ihren einzigen Sohn nehmen!" Und Gott erhörte das Gebet und ließ den Sturm vorübergehen.

Am nächsten Morgen trieb das Schiff steuerlos, mit zerschlagenem Kompaß auf dem weiten Meer, das noch immer grollte und wogte unter den Nachwirkungen der schrecklichen Sturmnacht.

Es folgten bange Tage, in denen das Schiff seinen Kurs verloren hatte und ver-

gebens Licht- und Hornzeichen über die Wellen sandte — es nahte kein anderes Fahrzeug, um es ins Schlepptau zu nehmen. Der Passagiere und auch der Mannschaft bemächtigte sich eine dumpfe Verzweiflung; nur die ernste Miene des Kapitäns blieb undurchdringlich. Auch Samuel war sehr betrübt; morgen war der Vorabend des Roschhaschanah-Festes, an dem er gehofft hatte, schon wieder mit den geliebten Eltern vereint zu sein, und nun war er weit von ihnen, auf hoher See und von Gefahren umringt.

Und der Vorabend des Neujahrsfestes kam, und wie ein roter Feuerball sank die Sonne in das Meer. Die meisten Mitreisenden befanden sich vorn auf dem Verdeck und spähten sorgenvoll in den sinkenden Abend hinein. Samuel blieb einsam inmitten einer Anzahl von Tauen sitzen, aus denen er sich ein kleines Nest zurechtgemacht, und als es dunkel ward, begann er, das Gebetbuch herauszuziehen, das ihm sein Vater zum Abschied gegeben, und hier, inmitten der noch immer drohenden Wellen, auf dem steuerlosen Schiff, begann der Knabe getreulich seine Feiertagsgebete herzusagen, um am Schlusse jedes Gebets die Bitte zu wiederholen: „Herr, rette das Schiff, rette uns, daß wir nicht untergehen! Höre mich, Gott, heute am Roschhaschanah-Abend!“

Er war so inbrünstig mit allen Gedanken beim Gebet, daß er gar nicht merkte, wie Schritte nahten und jemand vor ihm stehen blieb. Erst als er den Kopf aus den Händen erhob, sah er, daß jemand vor ihm stand und unbeweglich auf ihn und die hebräischen Buchstaben seines Gebetbuches niedersah. Es war der Kapitän. Verlegen stand der Knabe auf, aber der Kapitän faßte freundlich seine Hand und fragte mit einem seltsam bewegten Ton in der Stimme: „Betest Du immer so eifrig?“

„Ich lege jeden Morgen die Tfillin, wie ich es meinem Vater bei meiner Barmitzwah gelobt habe. Heute aber spreche ich andere Gebete, denn heute ist der Vorabend von Roschhaschanah, unserm Neujahrsfest.“

Einen Augenblick sah der Kapitän vor sich hin und wiederholte wie träumend die Worte: „Barmitzwah-Roschhaschanah“; dann strich er sich mit der Hand über die hohe Stirn, als wolle er eine Erinnerung verscheuchen und sagte zu dem Knaben, der erstaunt aufsah: „Komm mit in meine Kajüte, wir wollen zusammen den Roschhaschanah-Abend feiern!“

Wie im Traume folgte Samuel dem voranschreitenden Kapitän und wagte kaum, sich in dem weichen Sessel niederzulassen, auf den dieser ihn zog. Der Kapitän saß ihm gegenüber, zog mächtige Dampfwolken aus seiner Tabakspfeife, und auf seinem ernsten Gesicht arbeitete eine seltsame Bewegung. Endlich sagte er:

„Du fragst Dich, mein Junge, was mich das Roschhaschanahfest angeht; nun wohl, ich will Dir sagen, was kaum ein Mensch weiß, was ich selbst fast vergessen hatte: ich bin ein Jude! Auch ich hatte fromme Eltern, denen ich am Tage meiner Barmitzwah versprechen mußte, ein guter Jude zu bleiben und die alten Gebräuche unseres Volkes zu bewahren. Aber ich war damals ein trotziger, wilder Junge, dessen Herz nach kühnen Abenteuern verlangte, und so bin ich von Hause fortgelaufen und habe mich auf einem Schiff als Matrose verdingt. Ich habe mich ziemlich tapfer gehalten, aber der rauhe Ton unter den Matrosen war mir bald zuwider, und eines Tages habe ich all meinen Eigensinn niedergekämpft und bin heimgekehrt, um die Verzeihung von Vater und Mutter zu erflehen. Aber wie ich an unserem Hause ankam, da wohnten fremde

Leute darin — Vater und Mutter waren beide gestorben!“

Aus der Brust des Kapitäns drang ein schweres Stöhnen.

„Ich habe dann an ihr Grab gehen und beten wollen, aber da fand ich, daß ich das Beten verlernt hatte, daß ich kaum ein Wort hebräisch mehr konnte, und vor Verzweiflung bin ich wieder fortgelaufen aus der Heimat. Ich habe dann später gehört, daß mein Vater mir eine größere Summe Geldes hinterlassen hatte, und so habe ich mich zum Beruf des Seemanns vorbereitet, bin dann Steuermann geworden, bis man mir eines Tages die Leitung eines Schiffes anvertraut hat. Aber niemals in all den Jahren ist die Sehnsucht in mir erloschen, wieder einmal die Gebetsworte meiner Kindheit zu erlernen und mein Barmitzwah-Gelübde doch noch erfüllen zu können. Wie habe ich manchmal meine Matrosen beneidet, wenn sie ans Land in die Kirche gingen oder an Bord den Worten eines Geistlichen lauschten! Ich habe mich nie wieder in eine Synagoge getraut, weil ich mich als Abtrünniger und Wortbrüchiger fühlte.

Das Alles ist in jener Sturmnacht, als wir dem Tode ins Auge sahen, in mir emporgewühlt worden, und nun frage ich Dich, mein lieber Knabe, willst Du mich wieder beten lernen? Es wird ja nicht leicht sein, ich bin das Lernen nicht mehr gewöhnt, aber ich will es Dir ewig danken!“

Samuel war zu verlegen, um viel zu sprechen, aber er schlug das Gebetbuch auf und sprach langsam die Worte vor, und, zuerst unbeholfen, dann als kämen sie ihm plötzlich ins Gedächtnis zurück, sprach der Kapitän sie nach.

So saßen sie die halbe Nacht des Neujahrsfestes beisammen, und während das Schiff noch immer steuerlos auf den Wellen trieb, lehrte der Knabe den Mann die Worte seiner Kindheit aufs neue, und in ein lange gequältes Herz zog neue Hoffnung ein.

Mitten in der Nacht begann ein Laufen und Rennen auf dem Verdeck, und plötzlich klopfte es laut an die Tür der Kapitänskajüte; draußen stand der Leutnant und rief: „Ein Schiff hat uns gesichtet!“ und rannte wieder davon, gefolgt von dem Kapitän.

Wenige Tage später landete das Schiff im Hafen von Melbourne; als die Eltern den sehnsüchtig erwarteten Sohn noch umschlungen hielten, trat der Kapitän herzu und legte einen weißen Schein in die Hand Reb Anschels:

„Das ist eine Anweisung an meine Bank; von diesem Gelde soll Samuel studieren. Sie wissen nicht, wieviel ich diesem Knaben verdanke.“

Mit strahlendem Blick sah der Knabe zu ihm auf: „Und Sie, Herr Kapitän, was wird aus Ihnen?“ Lächelnd erwiderte dieser: „Ich werde die Gebete, die ich am Roschhaschanah bei Dir gelernt, nie wieder vergessen.“

Dann ging er schnell davon und verschwand in der Menge.

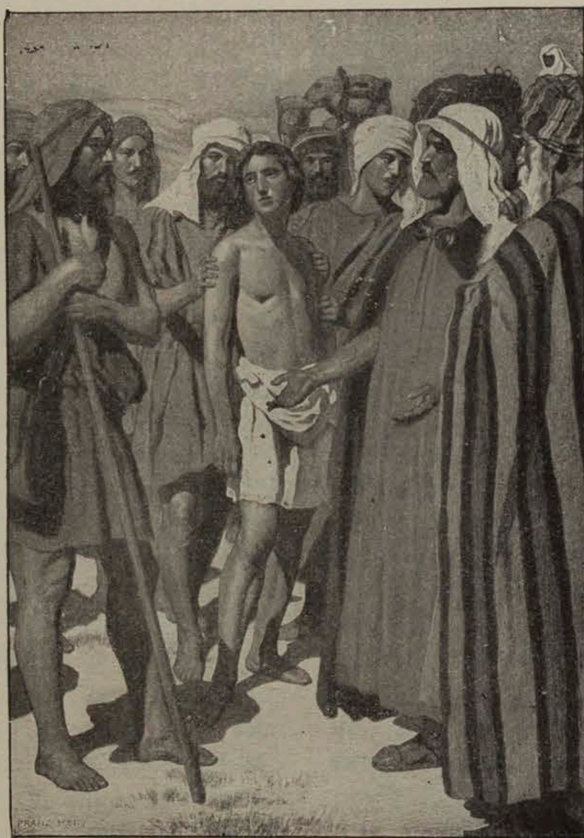




Joseph und seine Brüder.



Siehe wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! heißt es in unseren alten Sprüchen. Aber wehe, wenn Neid und Mißgunst sich unter den Kindern eines Hauses einschleichen, sodaß sie einander belauern und feindlich spähen, ob auch nicht eines von ihnen von den Eltern mehr bevorzugt wird als die übrigen. Dann kommt es leicht zu Streitigkeiten und Feindseligkeiten unter Geschwistern, aus denen oft ein Haß für das ganze Leben hervorwächst — wie bei den Brüdern des Joseph, die ihn für zwanzig Silberlinge an die Ismaeliten verkauften.



Auf unserem Bilde hier, das die Buchhandlung von Rudolf Schick & Co. in Leipzig uns überlassen hat, seht Ihr Jakobs Söhne stehen, mit harten, geldgierigen Gesichtern um den Lohn feilschend und ohne Erbarmen mit dem Bruder, auf dessen Zügen sich tiefes Leid über sein hartes Geschick und über die Bosheit seiner Brüder malt.

Wenn sie damals schon gewußt hätten, daß er einst der große gütige und weise Staatsmann werden würde, dessen Namen noch heute nach Jahrtausenden jeder Jude ehrt! Aber das ist es ja gerade: Neid macht uns blind gegen alles Gute und Schöne an unseren Mitmenschen und verbittert uns damit das Leben.

Drum Kinder, hütet Euch vor dem Neide; gleichviel um was Ihr eines Eurer Geschwister beneidet, um einen bunten Rock oder ein Spielzeug oder die Liebe der Eltern — kämpft es nieder das böse Gefühl, sonst wächst es und wächst, bis es Euch ganz in seiner Gewalt hat!

Juden aus aller Welt

Jom Kippur in Whitechapel.

Heute will ich Euch von einem Versöhnungstag erzählen, den ich nie vergessen werde, weil er anders war als jeder Versöhnungstag, den ich zuvor erlebt.

Whitechapel ist ein großer, düsterer Stadtteil im Osten von London; ich hatte den Namen schon oft gehört, hatte auch erfahren, daß dort mehrere Tausend jüdischer Familien in engen Straßen und dumpfen, baufälligen Häuschen nebeneinander wohnen, aber obgleich ich schon ein ganzes Weilchen in England lebte, war ich noch nie dorthin gekommen.

Am Vorabend des Versöhnungsfestes war es, als ich in einer herrlichen neuen Synagoge des Londoner Westens saß, zu den schön gemalten Wänden aufblickte und ganz entzückt dem wunderbaren Gesang des Vorbeters und den Klängen der Orgel lauschte. Da kam mir plötzlich der Gedanke: morgen will ich ganz früh einmal nach Whitechapel hinauswandern, und sehen, wie die Armen da draußen den Jom Kippur feiern!

Ich muß gestehen, daß neben der Wißbegierde noch ein anderer Grund mich aus der schönen Westend-Synagoge hinaus in den verrauchten, düstern Osten trieb; neben mir saß nämlich eine Dame mit einem knisternden Seidenkleid und einer Kette mit lauter Goldsächelchen, die fortwährend klingelten und klapperten, wenn sie unruhig in ihrem Gebetbuch blätterte, weil sie die richtige Stelle nicht finden konnte: der Gedanke, morgen den ganzen Tag neben dieser knisternden, klappernden und blätternden Dame zu sitzen, war mir unerträglich.

Als ich am nächsten Morgen durch die Straßen von London schritt, lag dichter, gelber Nebel über der Stadt, und je mehr ich mich dem Zentrum näherte, je enger die Straßen wurden, desto bedrückender wurde die Luft, desto tiefer die Finsternis. Als ich endlich draußen im Osten aus der großen verkehrsreichen Straße Mile End Road in eine Seitenstraße einbog und mich inmitten eines Gewirrs von kleinen, unbeschreiblich engen und schmutzigen Gassen fand, da fühlte ich fast den Wunsch, trotz meiner vom Fasten und langen Laufen herrührenden Müdigkeit gleich wieder zurückzukehren in meine Synagoge mit der feierlichen Orgel und der knisternden Dame. Aber gleich darauf sagte ich zu mir selbst: „sollte ich es in einer Umgebung, in der viele Tausend meiner jüdischen Brüder und Schwestern ihr ganzes Leben zubringen, nicht einen einzigen Tag aushalten können?“

Ich schritt also tapfer weiter und ließ mich auch von dem stickigen Dunst und Modergeruch, der mir entgegenschlug, nicht zurücktreiben, nur als ich einen Augenblick in den Flur eines ganz schief stehenden Häuschens hineinsah, über dessen stockdunklen Laden ein Schild in unbeschreiblichem Englisch und Hebräisch den Verkauf von „jomtowdicker“ Backware ankündigte, mußte ich den Kopf entsetzt gleich wieder zurückziehen.

Das Leben in der Straße war seltsam. Ringsum war kaum ein Erwachsener zu

sehen, denn alle waren in den Bethäusern; nur hier und da saß ein gelähmter Krüppel oder ein blindes Weib auf der Schwelle eines Hauses und starrte gedankenvoll vor sich hin — sicher feierten auch sie auf ihre Weise das Versöhnungsfest oder gedachten der fernen Heimat in Rußland oder Galizien.

Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, war, daß es ringsum aussah, als sei ich in ein Wunderland geraten, in dem es nur Kinder gibt. In allen Größen und Altern, vom schreienden Baby bis zum vorlauten Bengel und sorglich die kleinen Geschwister hütenden Backfisch waren sie vorhanden, und wenn der auf- und abspazierende Schutzmann zwischen ihnen auftauchte, dann sah er aus wie Gulliver im Lande der Zwerge! Aber arme, schmutzige kleine Zwerge waren es, mit blassen, verhungerten Gesichtern und zerrissenen, dürftigen Kleidern, und ich muß gestehen, sehr feiertäglich benahmen sie sich auch nicht. Sie rauften, zankten und vollführten einen Höllenlärm, und nur hier und da saß ein Junge oder ein größeres Mädchen, manchmal mit einem Brüderchen oder Schwesterchen im Arm, auf den Stufen und las in einem Buch mit hebräischen Buchstaben.

Mich sahen sie alle sehr erstaunt an, machten wohl auch eine schnippische Bemerkung hinter meinem Rücken, und plötzlich kamen zwei kleine Mädel auf mich zu, von denen das eine prachtvolle schwarze Kirschenaugen hatte, während das andere ein elendes, verwachsenes Geschöpfchen war, und fragten mich ganz keck in schlechtem Englisch mit jüdischer Betonung: „Sagen Sie mal, fasten Sie eigentlich?“ Ich glaube, ich hätte mich furchtbar vor den kleinen Mädchen geschämt, wenn ich nicht „ja“ hätte antworten können!

Nun aber war das Fragen an mir; ich ging auf einen größeren Jungen zu und fragte: „Wo ist denn die nächste Synagoge?“ Er sah mich an und schüttelte den Kopf — offenbar verstand er kein Englisch. Sein Spielkamerad dagegen, mit dem er sich eben geboxt hatte, wiederholte ganz fassungslos: „Die Synagoge?“ Er schien es unbegreiflich zu finden, daß es einen Menschen gab, der in der Judengasse nicht Bescheid wußte. Endlich fand er sich aber doch bereit, mir den Weg zu zeigen; er führte mich durch ein paar immer schmäler und schmutziger werdende Gäßchen und blieb endlich vor einem Hause, das gerade neben einem rauchgeschwärzten Holzschuppen lag, stehen: „hier!“ Damit lief er spornstreichs zurück.

Zuerst glaubte ich, der Junge habe mich angeführt; dieses Häuschen sollte die Synagoge sein? Schließlich ging ich aber doch über den Flur und winkligen Hof weg und stieg die Treppe empor, was allerdings nicht leicht war, denn bei jedem Schritt fürchtete ich auf eins der vielen Kinder zu treten, die hier saßen und die Eltern erwarteten. Zuletzt stand ich vor einer gelben Tür, und wie ich die aufmachte, lag wirklich die Frauengalerie vor mir.

Ganz zaghaft trat ich ein, benommen von dem Stimmengewirr, dem Weinen, Schluchzen und der beklemmenden Luft, die mir entgegenschlug.

Hinten, nahe bei der Tür, setzte ich mich auf eine der eingedrückten Holzbänke, die wie alte gelbe Schulbänke aussahen, und bevor ich zu beten begann, sah ich mich um.

Was war das für eine arme, elende Synagoge, was für ein dürftiger Thoraschrank! Aber die Menschen, die hier

saßen, hätten wohl auch kaum in meine vornehme Westend-Synagoge gepaßt. Da waren keine spiegelblanken Zylinder, keine wippenden Federhüte und knisternden Seidenkleider zu sehen. Armselige Kattunfähnchen sah ich, vielfach geflickt und gewendet, Häubchen wie aus Urgroßmutters Zeiten über den seidenen Perücken und unten in der Männerabteilung Männer ohne Kragen und mit Ballonmützen.

Aber wie beteten diese Menschen! Wie schlugen sie sich in tiefer Zerknirschung an die Brust, wie schrien sie auf vor tiefgefühltem Leid, da sie ihrer Vorfahren gedachten, die ihr Leben lassen mußten um des Judentums willen. Hier klapperten keine Kettchen, hier brauste keine Orgel — hier stand nur ein alter Rabbiner im weißen Sterbekittel und sang mit erregtem Hin- und Herneigen des Körpers seine Gebete, und hier saßen und erhoben sich Menschen, die nicht im Gebetbuch zu blättern brauchten, weil sie fast jede Zeile auswendig konnten und die Worte des Gebets in tiefer Reue, in ehrfurchtsvoller Scheu emporriefen zu dem Gott Israels, der sein Volk über die Erde zerstreut und hart geprüft hat.

Ich bin an diesem Tage den Gebeten nicht so aufmerksam gefolgt wie sonst, aber wie das Schofar verklungen war und ich mit der Menge zur Tür hinausdrängte, wo die Kinder den Eltern entgegen sprangen, da war in meinem Herzen der Vorsatz gereift, diesen armen, ruhelos über die Welt gehetzten Juden beizustehen und ihnen einen Ort zu finden, wo sie ohne Verfolgung und Haß, ohne bittere Not leben und ihren Schöpfer preisen können.

Und ich glaube, der liebe Gott zürnt mir nicht, daß ich unaufmerksam war, weil ich hieran denken mußte.

H. Neustadt.

Talmudische Weisheit.

Durch Unrecht siegen
Heißt unterliegen.

Kein echter Mann
Nimmt Dienste an
Von dem, den er nicht achten kann.

Leicht ist man entschlossen,
Findet man Genossen;
Erst auf sich gestellt
Zeiget sich der Held.

(Aus „Ewige Weisheit“ von Max Weinberg.)

Der zahme Löwe.

Ein Märchen von Max Nordau.

Im Morgenlande lebte einst ein Gutsherr auf seinem Schlosse inmitten eines Palmenhains. Er war ein eifriger Jäger und zog häufig aus, um auf Gazellen und Eber zu pürschen. Manchmal ließen sich aber in den Waldbergen, die seine Besitzung umgaben, auch große Raubtiere, Bären, Panther und sogar Löwen, spüren, und dann ruhte er nicht, bis er sie vertrieben oder erlegt und das Land von ihnen gesäubert hatte.

Eines Tages waren wieder einmal Löwen in der Gegend erschienen und hatten den Bauern Kühe und Schafe zerrissen. Die Geschädigten kamen mit Wehgeschrei auf das Schloß gelaufen und baten um Hilfe. Der Gutsherr veranstaltete ungesäumt eine Treibjagd. Bald entdeckte er zahlreiche Spuren, die erkennen ließen, daß man es mit einer Familie, vielleicht sogar mit einem ganzen Stamm Löwen zu tun hatte. Nach scharfer Verfolgung gelang es, die Räuber in einem Talkessel zu umstellen. Es waren ein furchtbar großer und wilder Löwe, seine Löwin, drei kleine Junge und noch ein anderes erwachsenes Männchen, vielleicht ein Bruder oder Freund des Familienhauptes. Als der große Löwe sich in die Enge getrieben sah, sagte er zu dem Weibchen: „Rette dich mit den Kleinen. Ich will der Menschenbande die Stirn bieten, bis du in Sicherheit bist. Dann folge ich auch. Sollte ich fallen, so gedenke meiner und erziehe meine Kleinen zu tüchtigen Löwen.“

„Ich bleibe bei dir,“ rief das andere Männchen und trat kampflustig an seine Seite.

„Nein,“ gebot ihm der Familienvater. „Decke den Rückzug meiner Frau und Kinder. Meinen Strauß mit den Menschen will ich allein ausfechten.“

Er sprang mit markerschütterndem Gebrüll aus dem Busch heraus und den Jägern entgegen. Dadurch lenkte er alle Pfeile und Speere auf sich, und auch die ganze Hundemeute stürzte auf ihn los. Das benutzte sein Genosse, um die Löwin und ihre drei Jungen auf der entgegengesetzten Seite aus dem Tal zu führen. Die wenigen Treiber, die dort standen, wichen erschrocken zur Seite und als die fliehenden Löwen die Treiberkette hinter sich hatten, eilten sie mit großen Sätzen den Berg hinan, jenseits dessen sie in Sicherheit waren.

Der Löwe, der Stand gehalten, hatte die ersten Hunde, die sich an ihn herangewagt, mit gewaltigen Tatzenhieben niedergeschmettert, fiel jedoch bald selbst, von zahlreichen Geschossen durchbohrt. Er hauchte sein Leben mit einem letzten Gebrüll aus, das wie ein Scheidegruß durch das Tal zu den davoneilenden Seinen hinüber-

dröhnte. Erst als er in seinem Blute tot am Boden lag, sahen die Jäger sich nach seiner Familie um und entdeckten sie auf dem Grat des Berges, den sie bereits erreicht hatte. Sofort begann eine neue hitzige Verfolgung mit Geschrei, Horngeschmetter und Hundegebell. Die Löwin und ihr Begleiter hatten einen ansehnlichen Vorsprung und hätten ihren Feinden leicht entkommen können. Die drei Jungen konnten aber mit ihnen nicht Schritt halten und blieben beängstigend zurück. Die Jäger und die Meute kamen immer näher, schon schwirrten Pfeile um sie, die Kleinen stießen ein Angstgewinsel aus, und ihre Mutter hielt inne.

„Vorwärts! Vorwärts!“ brüllte ihr Begleiter rauh.

„Ich will meine Kleinen nicht in die Hände der Menschen fallen lassen,“ antwortete die Löwin. Dann leckte sie ihnen rasch, doch zärtlich die Schnauzen und sagte: „Wir müssen sie tragen, sie kommen sonst nicht mit.“ Sie packte zwei mit ihrem Maul an der Rückenhaut, der ergebene Freund nahm auf dieselbe Weise das dritte auf, und so setzten sie ihre Flucht fort. Die Löwin, deren Kraft die Mutterliebe verdoppelte, jagte in mächtigen Sätzen davon. Das Männchen aber war nicht gewohnt, ein Junges im Maul zu tragen, die Last hinderte es, und es war nicht imstande, der voraneilenden Löwin zu folgen. Die Jäger waren ihm an den Fersen, es verlor den Kopf und ließ das ihm anvertraute Junge aus dem Rachen fallen, um rascher fliehen zu können. Diese feige Pflichtvergessenheit half ihm nichts. Es wurde von mehreren Speerwürfen erreicht und brach verendend zusammen.

Das Junge, das vergebliche Anstrengungen machte, mit seinen weichen Pfoten der bereits fernen Mutter nachzuspringen, war im Nu von der Meute umringt, die ihm den Garaus gemacht haben würde, wenn der Gutsherr nicht mitten in den kläffenden, heulenden und schnappenden Kreis gesprungen wäre und die Hunde zurückgetrieben hätte. Er bemächtigte sich des fauchenden und kratzenden kleinen Löwen, steckte ihn in einen Sack und gab das Hornzeichen zur Beendigung der Jagd, denn er erkannte, daß ihm die Löwin entkommen war, und er gab sich damit zufrieden, zwei erwachsene Löwen erlegt und ein Löwenjunges lebendig gefangen zu haben.

Als die Löwin merkte, daß die Jäger ihr nicht mehr nachsetzten, legte sie sich mit ihren beiden geretteten Kleinen zur Rast hin und wartete auf den Begleiter mit dem dritten. Da er nicht kam, machte sie sich nach mehreren Stunden mutig auf, um ihn zu suchen, fand aber nur sein abgezogenes Aas, doch von ihrem dritten Jungen keine Spur. Sie brach in ein durchdringendes Jammergeheul aus und schleppte sich langsam zu den beiden Kleinen zurück, die ihr geblieben waren. Dieser Jagdtag hatte ihr den Gatten und ein Kind geraubt, des Freundes nicht zu gedenken. Ihre Totenklage erfüllte die ganze Nacht alle Tiere der Wildnis mit Angst und Bangen.

Der kleine Löwe war mittlerweile auf das Schloß gebracht worden, wo alle Hausgenossen sich um ihn versammelten, um ihn zu bewundern. Er war ein allerliebstes Geschöpf, nicht größer als eine große Hauskatze, mit einem feinen gelben Fell und einem schwarzen Quästchen am Ende des Schwanzes. Anfangs stellte er sich sehr ungeberdig an und biß und klaute nach jedem, der ihn streicheln wollte. Allmählich be-

ruhigte er sich jedoch und wurde zutraulich und zahm. In seinem Alter vergißt man rasch und schickt sich leicht in alle Veränderungen. Bald waren ihm seine Mutter und Brüder und das freie Leben in Wald und Wüste aus der Erinnerung geschwunden, er kannte nur noch die Menschen, die ihn reichlich fütterten und freundlich behandelten, er ließ sich gern liebkosen, dankte dafür mit lautem Purren, wohl auch mit Lecken seiner rauhen Zunge und wurde der Liebling aller. Er schlief im Zimmer der Herrin auf weichen Teppichen, spielte und balgte sich auf dem Schloßhof mit den Kindern der Herrschaft und lief dem Herrn auf seinen Spaziergängen wie ein Hund nach. Man hatte ihm den Namen Samson gegeben und er eilte gehorsam herbei, wenn man ihn rief. Er betrachtete sich als Mitglied der Familie und hing an den Personen, die er für seine Angehörigen hielt, mit der ganzen Wärme seines Löwenherzens.

Bei den übrigen Haustieren war er keineswegs beliebt. Die Pferde schnaubten und schlugen aus, wenn er einmal den Kopf neugierig in ihren Stall steckte oder ihnen auf der Wiese hinter dem Schloß nahekam, die Hunde knurrten und zeigten ihm die Zähne, die Hühner rissen flügelschlagend und kreischend vor ihm aus. Er war mit allen freundlich, aber alle wiesen ihn feindlich ab. Nur die Hauskatze schloß sich ihm von allem Anfang an und suchte beharrlich seinen Umgang. Sie behandelte ihn ehrerbietig und sprach mit ihm im Ton einer Untergebenen. Als er größer und ein verständiger junger Löwe wurde, machte sie ihm Bemerkungen über sein Verhalten gegen die Hausgenossen. „Sie sollten sich mit dem Pferde- und Hundepack nicht gemein machen,“ sagte sie.

„Warum nicht?“ fragte der Löwe, „leben wir nicht unter einem Dach? Sind wir nicht Gefährten und Freunde?“

„Nein,“ erwiderte die Katze, „Sie sind ein Prinz und die anderen sind Sklavengezücht; Sie sind ein Löwe und die anderen sind Mähren und Köter. Sie behandeln sie wie Ihresgleichen, und zum Danke dafür hassen sie Sie und möchten Sie am liebsten erwürgen.“

„Das glaube ich nicht, Katze,“ rief der Löwe unwillig.

„Es ist aber doch so,“ versicherte die Katze. „Auch den Menschen gegenüber sollten Sie mehr auf Ihre Würde eines Königssohnes bedacht sein. Geben Sie Ihr Herz nicht an sie hin. Sie werden Ihre Liebe doch mit Undank belohnen.“

„Nun höre aber auf,“ grollte der Löwe. „Ich erlaube dir nicht, von meinen Herrschaften übel zu reden. Ich gehöre zu ihnen und sie gehören zu mir, wir sind ein Fleisch und Blut, ich habe meinen anerkannten Platz in ihrer Familie und nichts kann uns trennen.“

Die Katze duckte sich unterwürfig und schlich betrübt davon, da der Löwe ihr den Rücken kehrte. (Fortsetzung folgt.)

Ein trauriger Gedenktag.

Der 9. Oktober ist für das jüdische Volk einer jener ernsten Gedenktage, von denen es eine ganze Reihe aufzuweisen hat — es erinnert an die gewaltsame Vertreibung der Juden aus einem europäischen Lande.

Am 9. Oktober 1290 wurden die Juden Englands von Eduard I. des Landes verwiesen, und mehrere Tausend Menschen mußten mit den Resten ihrer Habe über das Meer weg in die unbekannte Ferne ziehen.

Warum, fragt Ihr, tat man das? was hatten die Juden verschuldet, daß man sie so haßte? Ich weiß wohl, was mancher von Euch denkt, wenn er hört, wie allenthalben, in sämtlichen Ländern Europas die Juden ermordet, beraubt und von dem wilden Pöbel aus dem Lande getrieben wurden. Ihr sagt Euch: da müssen sie doch wohl nicht ganz ohne Schuld gewesen sein, sonst wäre man gewiß nicht allerorten so grausam mit ihnen verfahren.

Und wirklich, ganz frei von Schuld waren sie auch niemals, aber daß sie schuldig geworden, das hatten ihre Feinde, hatten Dummheit und Neid veranlaßt.

Wir wollen uns einmal klar machen, wie das damals alles so gekommen ist. Ihr habt gelernt und falls Ihr es vergessen habt, wollen wir es uns ins Gedächtnis zurückrufen: die Juden lebten im Mittelalter unter den Völkern Europas verstreut gerade wie heute; nur daß sie damals keinerlei Bürgerrechte besaßen, sondern die Diener irgendeines Herrschers waren, den sie reich dafür bezahlen mußten, daß er ihnen Schutz und Zuflucht gewährte. Land zu erwerben, war ihnen verboten, und auch die sogenannten ehrlichen Berufe, Handwerke usw. waren ihnen meistens verschlossen.

Da ist es denn erklärlich, daß die meisten von ihnen den einzigen Beruf ergriffen, der ihnen freistand, den des Kaufmanns. Dadurch wurde der schon von Hause aus vorhandene jüdische Handelsgeist immer mehr ausgebildet und geschärft, und — dank diesem scharfen Verstande — gelang es den Juden bald, reicher zu werden als ihre Umgebung.

Dazu kam noch etwas anderes. Dem Christen war es im Mittelalter verboten, Geld auf Zinsen auszuleihen, dem Juden dagegen erlaubte man es, und natürlich machte er gern von diesem — beinahe einzigen — Vorrecht Gebrauch. Da nun der Jude äußerlich in nichts anderem den Christen übertreffen konnte, nicht durch Adel oder hohen Rang, sondern höchstens durch Reichtum, so mag wohl wirklich manchen die Habgier ergriffen und ihn zu einem harten Gläubiger gemacht haben.

Als nun die anderen sahen, wie sich allmählich ziemlich viel Geld in den Händen der jüdischen Bevölkerung ansammelte, da wurden besonders die Schuldner jüdischer Geldleiher eifersüchtig und sannen, wie sie ihnen die verpfändete Habe wieder abnehmen könnten.

Damals hatte König Eduard I. einen Krieg mit Wales geführt, der ihm viel Geld gekostet hatte, und nun versuchte er auf jede Weise, sich Mittel zu beschaffen. Da fielen ihm die Juden ein und der Haß, den die Geistlichkeit gegen die „Ungläubigen“, das Volk gegen die reichen Kaufleute hegte, und in der Hoffnung, daß er dem Volke und der Kirche, wenn er ihnen diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumte, eine neue hohe Steuer auferlegen könne, erließ er das Gebot, daß alle Juden des Landes verwiesen werden sollten.

Inmitten der Bußtage zwischen Roschhaschanah und Jom Kippur war es, als die Soldaten und das wütende, von den Priestern aufgehetzte Volk plötzlich in allen Städten Englands auf die Juden eindrang, sie all ihres Gutes beraubte und sie unter Gewalttätigkeit und Blutvergießen aus dem Lande vertrieb.

Erst im 17. Jahrhundert, unter dem großen Staatsmann Cromwell, wurde den Juden die Rückkehr gestattet; heute ist England vielleicht derjenige Staat, in dem sie die größte Freiheit genießen, und sie danken es ihm, indem sie treu für das Wohl des Landes mitarbeiten. E. A. N.

Briefkasten.

Walter Breslauer (9 Jahre). Allerherzlichsten Dank für die schöne Neujahrskarte mit dem Vers:

„Liebe Briefkastentante!
Ich wünsche Dir zum neuen Jahr
Einen vollen Kopf voll goldnem Haar!“

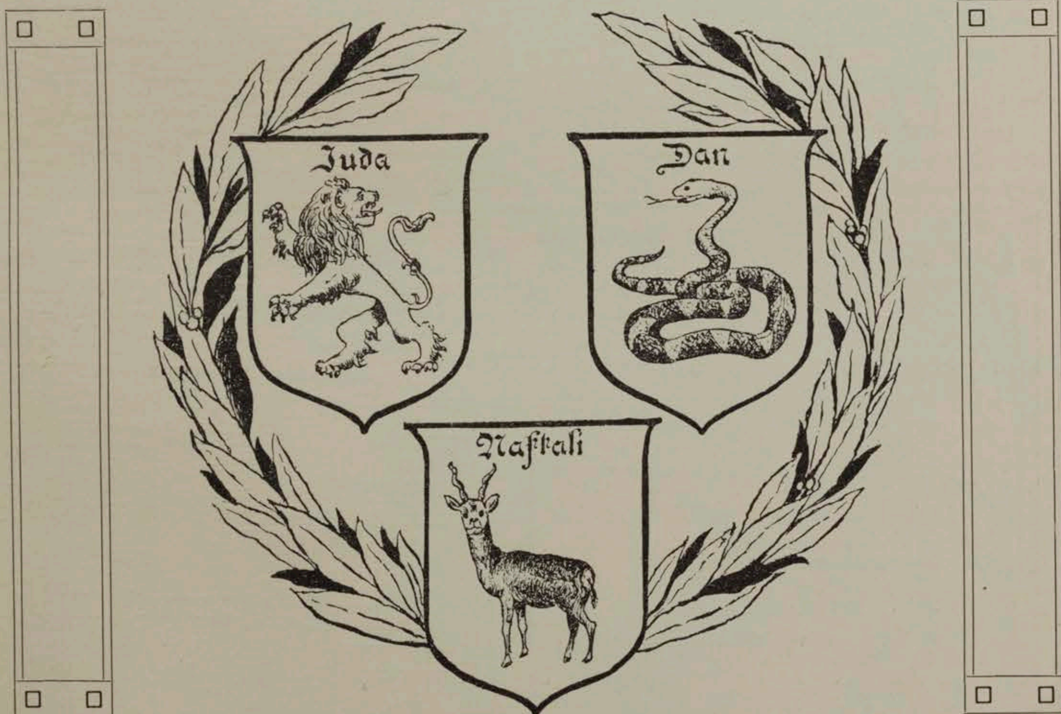
Aber Walter! einen vollen Kopf wünschst Du mir? Meinst Du, der ist nicht schon voll genug, wenn ich „Jung Israel“ immer pünktlich fertig machen muß? Und was die Haare betrifft, so werde ich wohl so lange mit dunklen vorlieb nehmen müssen, bis mir statt der goldenen silberne wachsen.

Klara und Frieda Stein (13 u. 14 Jahre). Ob ich es richtig finde, daß Eure jüdische Schulkameradin zu unseren Feiertagen immer in die Schule kommt? Aber bewahre, meine lieben Nichten, das finde ich gar nicht richtig. Im Elternhaus verbrachte Feiertage gehören bei den meisten Menschen zu den schönsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Stellt Euch vor, eine christliche Mitschülerin käme zu Weihnachten oder Ostern in die Schule — wie würde man das finden?

Max Brasch (16 Jahre). Ich habe mich sehr über meinen erwachsenen Neffen gefreut, aber auf solche Fragen kann die Briefkastentante lieber nicht antworten; so etwas muß ein Sohn mit seinen Eltern besprechen. Es ist allerdings für uns Juden oft sehr schwer, unsere Berufspflichten mit unseren religiösen Pflichten zu vereinbaren! Laß mich wissen, für was Du Dich entschieden hast.

Allen ihren Lesern und Leserinnen wünscht von Herzen ein glückliches neues Jahr

die Briefkastentante.



Rätselecke

Preisrätsel.

Die ersten 3 Einsender richtiger Lösungen erhalten:

1. Preis: Perez, Erzählungen,
2. - Jüdischer Almanach,
3. - Eingerahmtes biblisches Bild.

Die Namen der Gewinner und übrigen Einsender werden in der nächsten Nummer veröffentlicht.

A	A	A	A	A	A	B
B	C	C	E	E	E	E
E	H	H	H	H	I	I
I	I	J	K	L	L	M
M	N	N	N	N	N	N
O	O	P	R	R	R	R
S	S	S	S	T	U	U

Die sieben Worte, die aus diesen Buchstaben zu bilden sind, ergeben von oben nach unten gelesen:

1. einen Vogel, 2. eine griechische Göttin, 3. einen israelitischen Stamm, 4. ein Fest, 5. ein palästinensisches Gebirge, 6. eine preußische Provinz, 7. einen israelitischen Stamm.

Die fett eingerahmten Reihen ergeben von links nach rechts bezw. von oben nach unten gelesen, das gleiche Wort.

Richtige Lösungen des Rätsels in voriger Nummer sandten:

Heta Caspari, Berlin.
Rosa Grebler, Berlin.
Samuel Hallenstein, Cöln.
Benno Itzig, Löbau.
Hans Jacobowitz, Nicolai.
Hugo Nonn, Königsberg i. Pr.
Lothar Markus, Löbau.
Hermann Ostroelzki, Löbau.
Fr. Pfeifel, Charlottenb.
Hannchen Preuß, Kattowitz.
Dina Rosenthal, Wetzlar.
Fredi Samoje, Ratibor.
Artur Urbanski, Löbau.

Kalender

Elul 5670 — Thischri 5671 — September-Oktober 1910

26	6. Tag Selichoth	Freitag		30	5	Wajelech, Sabbath Schubah Hosea **14**, 2—10 Joël **2**, 15—27 Micha **7**, 18—20	**Sonnabend**	Nacht 6,^{11}	8
27	Nizabim Jesajah **61**,10-**63**,9	**Sonnabend**	Nacht 6,^{27}	1	6		Sonntag		9
28	7. Tag Selichoth	Sonntag		2	7		Montag		10
29	S'chor Berith Vorabend d. Rosch Haschanah 5671	Montag		3	8		Dienstag		11
Thischri 1	1. Tag **Rosch Haschanah** I. Sam. **1**, 1—**2**, 10	Dienstag	1. Neujahrstag Nacht 6,^{20}	4	9	Vorabend des Jom Kippur	Mittwoch	Nacht 6,	12
2	2. Tag **Rosch Haschanah** Jirmijah **31**, 2—20	Mittwoch	2. Neujahrstag Nacht 6,^{17}	5	10	**Jom Kippur,** Totenfeier Jesaj. **57**,14-**58**,14 zu Minchah: Jona **1**,1—**3**,11 Micha 7, 18—20	Donnerst.	Versöhnungsfest Nacht 5,^{59}	13
3	Fasten Gedaljah zu Minchah: Jesajah **55**,6-**56**,8	Donnerst.	Nacht 6,^{15}	6	11		Freitag		14
4		Freitag		7	12	Haasinu II. Sam. **22**, 1-51	**Sonnabend**	Nacht 5,^{55}	15

**Merkspruch: Verurteil' deinen Nächsten nicht zu schnell,
Setz' erst im Geiste dich an seine Stell'.**

Spruch des Hillel.

Verantwortlich für die Redaktion: H. H. Cohn, Berlin-Wilmersdorf. — Druck: Leonhard Simion Nf., Berlin S.W. 48.

Druck von Leonhard Simion Nf., Berlin SW. 48.